

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Stockhammer, Robert
Grammatik

Wissen und Macht in der Geschichte einer sprachlichen Institution

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2095
978-3-518-29695-0

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 2095

Grammatik gilt als eine langweilige, verknöcherte Angelegenheit – Fragen wie diejenige, ob man *downloadet* oder *gedownloadet* sagt, werden jedoch nicht nur von professionellen Linguisten durchaus leidenschaftlich diskutiert. Robert Stockhammers Buch legt den Schwerpunkt auf die Geschichte des Wissens der Grammatik, das solche Entscheidungen zu fällen beansprucht. Dieses Wissen ist seit der Antike auch Macht, die vor allem in der Regulierung des Fremden mit den Mitteln der Schrift ausgeübt wird. Stockhammers faszinierende Studie hält nicht nur für Literatur- und Kulturwissenschaftler spannende Einsichten bereit.

Robert Stockhammer ist Professor für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an der LMU München. Veröffentlichungen im Suhrkamp Verlag: *Ruanda. Über einen anderen Genozid schreiben* (es 2398), *Grenzwerte des Ästhetischen* (Hg., stw 1602).

Robert Stockhammer

Grammatik

*Wissen und Macht
in der Geschichte
einer sprachlichen Institution*

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2095

Erste Auflage 2014

© Suhrkamp Verlag Berlin 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag nach Entwürfen

von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-29695-0

Inhalt

Einleitung	9
------------------	---

I. Wissen

Die verschiedenen Ursprünge der Grammatik: Grammatik und Philologie (Dionysios Thrax und andere)	33
Erste Theorie des grammatischen Wissens: Anomalie und Analogie (Varro)	37
Zum Verhältnis von Grammatik und Rhetorik (Quintilian)	45
Zum Verhältnis von Grammatik und Dialektik (Aristoteles)	55
Grammatik und Pragmatik: Zur Theorie der Personen (vor allem bei Apollonios Dyskolos)	62
Die Unmöglichkeit grammatischen Wissens (Sextus Empiricus)	74
Das schulgrammatische Raster und dessen Wiederanreicherung (Donat und das Frühmittelalter)	78
Grammatik und Christentum (Augustinus)	83
Grammatik in der Architektur des gesamten Wissens (Isidor von Sevilla)	91
Die Trivialisierung des <i>triviums</i> und die Gründung der Universitäten (Hugo von Saint-Victor und andere)	98
»grammatice loquendo«: Spekulative Grammatik zwischen Logik und Sprachlehre (Boethius von Dazien und die Vorgeschichte)	102
Aufbau der <i>modi significandi</i> (Thomas von Erfurt)	112
Der Aufstieg der Volkssprachen im 13.-17. Jahrhundert. Eine Übersicht	121
Allgemeine Grammatik und Logik im 17. Jahrhundert (Port-Royal)	127
Das Transparenzideal der Royal Society (John Wilkins und andere)	137
»Weg also Grammatiken und Grammatiker.« (J. G. Herder und andere)	143
Grammatik als »höchste Elementarwissenschaft« (Novalis und Friedrich Schlegel)	147
Organische Sprachen und deren Eigensinn (Friedrich Schlegel und Wilhelm von Humboldt)	154

»Streng wissenschaftliche« Grammatik (Franz Bopp und Jacob Grimm)	163
Grammatik als Naturwissenschaft? I (um 1860)	168
Leipzig um 1880 (die »Junggrammatiker« und Ferdinand de Saussure)	175
Grammatik gegen Grammatik (Wittgensteins <i>Tractatus</i>)	180
Philosophie als Verwalterin der Grammatik (Wittgensteins Aufzeichnungen, 1929-33)	184
Schachspiel, Sprachspiel, Mathematik, Ballspiel (noch einmal Wittgenstein)	191
Von der Generativen Transformationsgrammatik zur Minimalistischen Syntax (Noam Chomsky)	202
Grammatik als Naturwissenschaft? II: Fünf Thesen in der Linguistik um 2000	209
Grammatik als Naturwissenschaft? II.1: Die Linguistik verfährt selbst naturwissenschaftlich	216
Grammatik als Naturwissenschaft? II.2: Sprache ist auf Phänomene zurückzuführen, die Gegenstand naturwissenschaftlicher Disziplinen sind	222
Grammatik als Naturwissenschaft? II.3: Sprache ist Gegenstand einer noch zu konfigurierenden »Natur«wissenschaft	228
Grammatik als Naturwissenschaft? II.4: Sprachliches Verhalten lässt sich mit Verfahren untersuchen, die im Bereich der Naturwissenschaften etabliert sind	233
Grammatik als Naturwissenschaft? II.5: Sprache gehört zum Bereich der Natur	237

II. Vier Aspekte einer sprachlichen Institution

Vorbemerkung	245
II.1 Macht	246
Kyriolexía: <i>die Rede des Herrn (Aristoteles)</i>	246
Die Instanzen der Grammatik: <i>auctoritas</i> und <i>consuetudo</i> (Quintilian)	247
<i>Auctoritas</i> der Grammatik und des Kaisers (Alkuin)	254
»Siempre la lengua fue compañera del imperio«: Macht der Nationalsprachen	259
Die Macht <i>in</i> der Sprache: Grammatische Kriege (im 16. und 17. Jahrhundert)	263
Kritik der Autorität im 18. und 19. Jahrhundert	269
Kritik der Grammatik (Nietzsche)	275

Abrichtung. Die pädagogische Macht der Grammatik (Wittgenstein)	282
Sprechfolterung: Handke, <i>Kaspar</i>	289
Warum Chomsky so tut, als würde er das nicht begreifen	296
II.2 Das Fremde	303
<i>Glōtta</i> und <i>barbarismós</i> (Herodot und Aristoteles)	303
Das Fremde und das Falsche: Barbarismus, Solözismus, Metaplasmus (von Aristoteles bis zur Spätantike)	309
Assimilationspolitik: Vom fremden Wort zum Fremdwort	316
Die <i>grammatica</i> und die Konstruktion einer Volkssprache (Dante)	322
Barbaren im Inneren und Äußeren (Grammatisierung der europäischen Volks- und der nicht-europäischen Sprachen in der Frühen Neuzeit)	327
Hautsprache und Mundarten (von Dante bis Schottelius) ...	331
X-sprachliche und x-sprachige Grammatiken	338
Grammatik als Kulturwissenschaft (von Vico bis Schuchardt)	341
Sprachigkeit (Saussure)	348
»Ein halbfremdes Wort« oder Über die Schwierigkeit, Anführungsstriche zu setzen (Vološinov/Bachtin)	352
Rephi und Arüpa (Benjamin Lee Whorf)	361
Sprachen der Außerirdischen/Sprachen aus der Sicht von Außerirdischen (Chomsky und ein Rückblick)	367
Das <i>animal grammaticum</i> und der grammatische Star (Hauser/Chomsky/Fitch)	371
II.3 Schrift	379
Grammatik und Grammatologie. Zur Einführung	379
Das Vokalalphabet als Instrument der Analyse (von Aristoteles bis Priscian)	382
Vom Umgang mit dem tötenden Buchstaben (Augustinus und Hugo von Saint-Victor)	389
Zeicheninventar I: Buchstaben	396
Zeicheninventar II: Satz- und Sonderzeichen	408
Zeicheninventar III: Asteriskus	414
Zeichenanordnung I: Die Schreibfläche	421
Zeichenanordnung II: Dia-Grammatik	425
II.4 Literatur	438
Grammatische Theorie auf dem Theater	438
Dichtungstheoretisches in Grammatiken (von den Alexandrinern bis zum Ende des <i>triviums</i>)	442
Von Dichter-Sprachlehrern zur Invisibilisierung der Grammatik (Deutschland, 17. und 18. Jahrhundert) ...	450

Poesie der Grammatik und Grammatik der Poesie I (Klopstock)	455
Poesie der Grammatik und Grammatik der Poesie II	
(Brecht/Jakobson)	463
Gramma-Rhetorik als Rhetorik oder Grammatik? (Paul de Man)	473
An poetischen Rändern der deutschen Grammatik	
(Oskar Pastior, Zé do Rock und andere)	479
Zum Beispiel (Statt einer Zusammenfassung)	487
 Literaturverzeichnis	 503
Namenregister	541

Einleitung

Grammatica, tormento de pueritia, es
quasi semper inutile. [...]

Grammatica non es semper inutile.

Giuseppe Peano¹

»[A]etate quidem longaeva, sed comitate blandissima« (»von hohem Alter, aber äußerst einnehmendem Frohsinn«):² So wird die Grammatice, die Allegorie der ersten von sieben freien Künsten, in Martianus Capellas Darstellung der *Hochzeit von Mercurius und Philologia* aus dem 5. Jahrhundert n. Chr. eingeführt. Ernst Robert Curtius, dem immerhin das seltene Verdienst gebührt, ein Lemma »Grammatik« in das Sach- und Wörterverzeichnis seines Hauptwerks aufgenommen zu haben, unterschlug jedoch, in seiner Martianus-Nacherzählung, das einnehmende Wesen der »hochbetagte[n] Greisin«.³ Allzu selbstverständlich wird vorausgesetzt, dass der moderne Leser eines Buches über Grammatik wie Jupiter reagiert, der sich während der Rede der Grammatice zu langweilen begonnen hat (vgl. § 326).

Zugleich jedoch halten Diskussionen orthographischer und grammatischer Details die Republik in Atem. Bastian Sicks vierbändige, mit Bilder- und Hörbüchern erweiterte Sammlung von einschlägigen Miszellen blockierte jahrelang die Sachbuch-Bestsellerlisten; ihr Autor füllt die Veranstaltungssäle; Trittbrettfah-

1 Geschrieben in der von Peano selbst konzipierten Sprache *Latino sine flexione*, die nur jeweils eine Verb- und Nominalform vorsieht, also ungefähr: »Grammatik, Qual von Kindheit, sein fast immer unnötig. [...] Grammatik nicht sein immer unnötig.«

2 Martianus Capella, *De nuptiis Philologiae et Mercurii*, § 223 (Ü. R. St.); im Folgenden zitiert unter Angabe der Paragraphen-Nummer im fortlaufenden Text. – Die zitierten Übersetzungen folgen im ganzen Buch weitgehend den im Literaturverzeichnis angegebenen Ausgaben; soweit keine deutschen Übersetzungen vorliegen oder besonderer Wert auf Wörtlichkeit gelegt wird, stammen die Übersetzungen von mir und sind dann mit R. St. gekennzeichnet.

3 Vgl. Curtius, *Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter*, S. 48 f. Gänzlich auf dieser Martianus-Darstellung basiert auch Köller, *Philosophie der Grammatik*, S. xi, obwohl er eigentlich daran hätte interessiert sein sollen, die Grammatice mit all ihren Vorzügen vorzustellen.

rer touren unter dem Titel »Sick of Sick?« durch die Lande.⁴ Das Bedürfnis nach einer Letztentscheidung darüber, ob im Stehcafé ein Bindestrich zu stehen habe oder nicht, treibt offenbar dieselben Massen um, denen unterstellt wird, durch ihren schlampigen Umgang mit Sprache deren Verwilderung verursacht zu haben. Dass das Sprechen über das richtige Sprechen, das Schreiben über das richtige Schreiben die alleinige Domäne von Linguisten sei, während man im Alltag einfach daherrede und dahinschreibe, wie einem der Schnabel oder die Tastatur gewachsen sei, nehmen nur Linguisten an.⁵ Die endlosen Debatten um die deutsche Rechtschreibreform haben das Bedürfnis nach einem Sprechen über das Sprechen vielleicht verstärkt – vielleicht aber belegt die Endlosigkeit der Reformdiskussionen auch nur die Unstillbarkeit dieses Bedürfnisses.

Das vorliegende Buch, das die Steh-Café-Frage nicht entscheiden wird, richtet sich nicht an Millionen, aber auch nicht nur an die kleine Gilde von Historikern der Sprachwissenschaft,⁶ nicht einmal nur an Sprachwissenschaftler, sondern an Literatur- und Kulturwissenschaftler aller Subdisziplinen. Denn gerade diese unterschätzen die Grammatik gewöhnlich, erwähnen sie als – im heute geläufigen pejorativen Wortsinn – »triviale« Selbstverständlichkeit allenfalls kurz, um ihre eigenen Gegenstände erst auf den Ebenen von Rhetorik und Poetik auszumachen.⁷ Eine gewisse Attraktionskraft wird der Grammatik allenfalls im meta-

4 Vgl. Meinunger, *Sick of Sick?*

5 Vgl. die dichotomische Entgegensetzung von »spontaner Rede« und linguistischer Tätigkeit selbst bei einem so hochreflektierten Sprachwissenschaftler wie Stetter, *Schrift und Sprache*, S. 114 u. ö. – ein Buch, das zu den wichtigsten Referenztexten des vorliegenden zählt.

6 Diese ist immerhin in mehreren Gesellschaften organisiert, in Deutschland etwa in dem regelmäßig tagenden Studienkreis Geschichte der Sprachwissenschaft.

7 Artikel »Grammatik« fehlen beispielsweise in acht von zehn konsultierten neueren Nachschlagewerken und Handbüchern zur Literatur-, Kultur- und Medientheorie – mit der Ausnahme von Biti, *Literatur- und Kulturtheorie*, und einem kurzen, tastenden Artikel im *Metzler Lexikon Literatur* (s. Moennighoff, »Grammatik«) –, ja sogar in Barck u. a. (Hg.), *Ästhetische Grundbegriffe* (obgleich der Redaktion ein entsprechender Vorschlag vorgelegt wurde), sowie, seltsamerweise, in: Stockhammer (Hg.), *Grenzwerte des Ästhetischen*. Ja, ein Artikel »Grammatik« fehlt sogar im neubearbeiteten *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft* (hg. v. Fricke u. a.), wo zwar von diesem Lemma auf »Textlinguistik« verwiesen wird, dort aber nichts über Grammatik steht.

phorischen, meist nicht weiter motivierten Gebrauch unterstellt, weil etwa die Rede von der »moralischen Grammatik sozialer Konflikte«⁸ einen hohen Grad der Regelmäßigkeit zu versprechen scheint. Nicht einmal deutliche Spuren der Grammatik bei vielgelesenen Theoretikern – Michel Foucaults starkes Interesse für die Geschichte der Grammatik, die durchaus herstellbaren Beziehungen zu Jacques Derridas *Grammatologie* oder Paul de Mans Operieren mit dem Begriffspaar Grammatik/Rhetorik⁹ – vermochten daran bisher etwas zu ändern.

Dem eigentümlichen Desinteresse der Literatur- und Kulturwissenschaften an dieser Grundlage ihrer eigenen Disziplin ist am besten mit historischen Mitteln entgegenzutreten. Gezeigt werden soll, welche wichtige Funktionen die Grammatik besaß und besitzt, ohne dass sie auf *einen* Theoriestrang festgelegt werden könnte, der in jüngeren Formationen seine Vollendung gefunden hätte.¹⁰ Fast nie im Verlauf ihrer Geschichte ließ sich die Grammatik in die engumgrenzten Bereiche der Phonetik/Phonologie, Morphologie und Syntax, also Laut-, Wort- und Satzlehre, bannen, die – nach einer heute gängigen, aber keineswegs unbefragt geltenden Departmentalisierung der Linguistik – von der Semantik und der Pragmatik, also der Bedeutungs- und Verwendungslehre, zu trennen wären. Sogar dort, wo der Aufbau einer Grammatik dieser Grenzziehung folgt, wird doch in der konkreten Durchführung immer wieder deutlich, wie wenig trennscharf die Analyse der Satz-Bedeutungen und -Verwendungen von der Analyse des Satzbaus abzugrenzen ist. Damit sind allgemeine sprachtheoretische Erwägungen aufgeworfen, die (etwa bei Chomsky) mit guten Gründen ihrerseits noch zur Grammatik gezählt werden. Gelegentlich (etwa bei Novalis und Wittgenstein) wird das Wort *Grammatik* auch – mehr als ›bloß‹

8 So (als einigermaßen beliebig ausgewähltes Beispiel) der Untertitel von Axel Honneths Buch *Kampf um Anerkennung*.

9 Vgl. zu Derrida insb. unten, S. 379–385, zu de Man unten, S. 473–478, zu Foucault die im Namenregister ausgewiesenen Stellen.

10 Dies unterscheidet das vorliegende Buch, neben vielem anderen, von Jungen/Lohnstein, *Geschichte der Grammatiktheorie*, die von der teleologischen Annahme ausgehen, »ein einziger grammatiktheoretischer Diskurs« habe »im historischen Prozess zu einem weitergehenden Verständnis grammatischer Strukturen geführt« (S. 9), wobei »eine kontinuierliche Zunahme an Komplexität« (S. 24) festzustellen sei.

metaphorisch oder jedenfalls mit einer kontrollierten Motivierung dieser Metapher – auf Wissenssysteme übertragen, die über die Wortsprachen hinausgehen. Sogar die scheinbar selbstverständliche Grenze zwischen Sprach- und Literaturwissenschaften verlief lange Zeit mitten durch die *grammatica* und ist noch heute in der Sache weit problematischer, als die akademische Arbeitsteilung nahelegt.

Das vorliegende Buch unternimmt fünf Durchgänge durch die Geschichte dieser, in ihrem Oszillieren zwischen dem Anspruch auf größte Allgemeingültigkeit und der Versenkung ins Partikularste, nicht leicht territorialisierbaren Form der Sprachreflexion. Fünf Durchgänge anstelle von einem sind es, um das Gesamt dieser Reflexionen ein wenig nach Aspekten zu strukturieren und so die historische Perspektive mit einer systematischen zu kombinieren. Dabei versucht nur Teil I (*Wissen*) eine halbwegs kontinuierliche Geschichte zu erzählen und dabei auch einzelne Theoriegebäude im Detail zu rekonstruieren. Die vier Kapitel von Teil II (*Macht; Das Fremde; Schrift; Literatur*) sind stärker thematisch akzentuiert und verzichten ganz auf den Anspruch historischer Ausgewogenheit. Das Kapitel II.1 rekonstruiert die *Macht* der Grammatik in einigen historischen Kontexten; das Kapitel II.2 vollzieht nach, wie sich die Grammatik leitmotivisch durch die Ausgrenzung und Aneignung des *Fremden* konstituiert; das Kapitel II.3 akzentuiert ihren Zusammenhang mit *Schrift*, der schon in ihrer Etymologie steckt; einige Beziehungen des lateinischen Analogons *litteratura* zu dem, was heute *Literatur* heißt, werden schließlich im letzten Kapitel (II.4) skizziert. Diese Kapitel können unabhängig voneinander gelesen werden, setzen jedoch die Lektüre von Teil I voraus.

Die genannte Unterscheidung von Aspekten, auf die schon diese Einleitung im Folgenden vorbereitet, ist freilich eine gewaltsame und lässt sich nur heuristisch rechtfertigen; einige Überschneidungen und viele Querverweise sind deshalb unvermeidlich. *Das grammatische Wissen ist Macht, die vor allem in der Regulierung des Fremden mit den Mitteln der Schrift ausgeübt und in der Literatur reflektiert wird.* Wenn die Grammatik hier – mit einem Vorschlag Eva Gilmers, den ich gern aufgegriffen habe – als *Institution* bezeichnet wird, so folgt dies einem schon bei Priscian etablierten Sprachgebrauch. Gemeint ist damit nicht nur,

dass sie *in* nicht-diskursiven Institutionen wie Rhetorenschulen, Universitäten oder Gymnasien gelehrt wird. Sprache selbst lässt sich, mit einem Vorschlag William Dwight Whitneys, der damit gegen ihre Zurechnung zum Bereich der Natur protestierte, als Institution, als Produkt einer Setzung, begreifen.¹¹ Wenn Grammatiken Sprache beschreiben, so ist dies fast immer auch ein weiterer Schritt im Prozess ihrer Institutionalisierung.

Die in diesem Buch vorgenommene Metabeschreibung dieser Institution folgt keiner kanonisierten Methode, lässt sich aber als eine kulturwissenschaftliche ausweisen, wenn dieses Adjektiv als Überbegriff für Zugänge verstanden wird, die in jüngerer Zeit in so verschiedenen Teilbereichen wie der Wissenschaftsgeschichte, der Inter- oder Transkulturalitätsforschung und der Medientheorie entwickelt wurden. In einigen Ausprägungen erweist sich die Grammatik als hochgradig sensibel für kulturelle Varianz und zeigt damit selbst eine Aufmerksamkeit, welche hier geschärft wird; in anderen Ausprägungen, in denen die Grammatik beansprucht, von der Diversität der Sprachen und Kulturen zu abstrahieren, bleibt sie doch, nicht- oder halbbewusst, in Formationen eingebunden, die sich aus kulturwissenschaftlicher Perspektive beschreiben lassen. Nachzuzeichnen ist dabei nicht zuletzt das Funktionieren der Natur/Kultur-Unterscheidung selbst.

Erste Ideen für das vorliegende Buch datieren auf die Jahrtausendwende zurück. In den Jahren 2005 bis 2007 wurde die Arbeit daran im Rahmen eines Forschungsprojekts gefördert, für dessen Bewilligung ich der Deutschen Forschungsgemeinschaft herzlich danken möchte. In der äußerst produktiven Entwicklungsumgebung des Zentrums für Literatur- und Kulturforschung Berlin machte die Studie seinerzeit zwar einige Fortschritte; nach meinem Wechsel an das Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft der LMU München musste sie jedoch lange Zeit hinter mannigfaltigen anderen Verpflichtungen zurückstehen. In all den Jahren haben mich so viele Freunde und Kollegen bei so vielen formellen und informellen Gelegenheiten mit Anregungen, Einwänden und Literaturhinweisen unterstützt sowie grammatikalische Kleinigkeiten ohne Pedanterie mit mir diskutiert, dass ich jetzt Angst hätte, einige von ihnen zu vergessen,

11 Vgl. Whitney, *Language and the Study of Language*, S. 48, und dazu unten, S. 172.

wenn ich sie aufzuzählen versuchte – alle, die sich an eine dieser Situationen erinnern, mögen diesen Satz als Dank verstehen. Namentlich gilt der Dank Elisa Leroy und Stefan Willer für sorgfältige und kritische Lektüren der fast schon fertigen Fassung. Einige kurze und meist bis hinein in den Wortlaut überarbeitete Passagen überschneiden sich mit solchen aus bereits von mir veröffentlichten Aufsätzen, die an den entsprechenden Stellen sowie im Literaturverzeichnis ausgewiesen werden.

»*Homo est animal grammaticum*«: Wissen. Das Selbstverständnis der Grammatik oszilliert, keineswegs nur bei Martianus Capella, zwischen höchsten Ansprüchen und der Versenkung ins kleinste, scheinbar folgenlose Detail. Nicht nur richtig zu sprechen und zu schreiben, sondern auch das Geschriebene kenntnisreich zu verstehen und zu prüfen will Grammatice lehren (»erudite intellegere probareque«, § 230) – und doch ermüdet sie ihre Zuhörer mit erschöpfenden Auskünften darüber, welcher Buchstabe im Lateinischen auf welchen anderen folgen kann. Nicht einmal der Status ihrer Tätigkeit ist eindeutig zu bestimmen. Denn immer wieder war strittig, ob die Grammatik als *epistēmē* (*scientia*, eine vollausgebildete Wissenschaft), als *téchnē* (*ars*, eine wissenschaftsgetriebene Praxis und ein praktiziertes Wissen) oder doch nur als *empeiría* (*peritia*, eine quasi handwerkliche Fertigkeit) gelten kann. So stellt sich auch Martianus' Grammatice einerseits schon mit ihrem Beinamen Iatrice (§ 228) als eine Ärztin für Sprachfehler vor, die also nur korrigierend dort eingreift, wo der scheinbar natürliche Prozess des Spracherwerbs gestört ist; andererseits entfaltet sie systematisch, gegebenenfalls in alphabetischer Ordnung, ihr Wissen über Buchstaben, Silben und Wörter, als seien solche metasprachlichen Kenntnisse notwendig, um richtig zu sprechen und zu schreiben.

Ja, sie wäre noch weiter fortgeschritten, zu den acht Wortarten,¹² den Solözismen und Barbarismen, gar den Tropen, Metaplasmen und Figuren sowie zu Fragen des Rhythmus und des Versmaßes (§ 326). Minerva aber unterbricht sie mit Rücksicht auf Jupiters Langeweile, indem sie diese Gegenstände summa-

12 Zu den *octo partes orationis*, die hier bewusst nicht wörtlich als *Redeteile* übersetzt werden, um die Verwechslung mit den (zumeist fünf) Abschnitten einer Rede zu vermeiden, vgl. unten, S. 78 f. u. ö. (zur aristotelischen *Poetik*).

risch vorwegnimmt, um gerade damit die Rednerin an deren Ausführung zu hindern. Vor allem will Minerva ein Kompetenzgerangel vermeiden: Musice würde sich beschweren, wenn Grammatice ihr die Behandlung von Rhythmus und Versmaß streitig machte; Rhetorica beansprucht die Figuren- und Tropenlehre für sich; manches, was Grammatice auslässt, wird Dialectica nachholen.¹³ Der Kompetenzenstreit mit der Musik wird zwar eher selten ausgetragen, mit den beiden anderen *artes* jedoch kommt es zu permanenten Streitigkeiten über die Zuständigkeit. Zu Recht hat Paul de Man das *trivium* – das Dreieck der Sprach- und Denkkünste Grammatik, Rhetorik und Dialektik als Unterabteilung der sieben freien Künste – als ein »Set ungelöster Spannungen«¹⁴ charakterisiert.

Schon lange bevor sich das Siebengestirn der freien Künste konstelliert, verwendet etwa Quintilian große Energie auf die Frage, wo die Grenze zwischen der Grammatik (welcher das erste seiner zwölf Bücher über die Ausbildung des Redners gilt) und der Rhetorik (die in den übrigen elf abgehandelt wird) zu ziehen sei: »Nos suum cuique professioni modum demus: et grammaticae [...] fines suos norit [...] et rhetorice [...] officia sua non detrectet«.¹⁵ Quintilian trennt deshalb die Wissenschaften vom Richtigen und Guten voneinander, die Grammatik als »recte loquendi scientia« von der Rhetorik als »bene dicendi scientia«.¹⁶ Dementsprechend wird es bei Martianus der Rhetorica – einer schönen Frau, deren Charme, anders als derjenige der Grammatice, nicht nur kurz behauptet, sondern ausführlich beschrieben wird – überlassen, ausführlich von den Figuren zu handeln. Wie schwer diese jedoch von den Barbarismen und Solözismen zu unterscheiden sind, deren Bekämpfung in die chirurgische Zuständigkeit der Grammatice fällt (vgl. § 224), lässt sich ebenfalls bereits bei Quintilian nachlesen: Da *gutes* Sprechen unter be-

13 Die Namen der Allegorien tragen tatsächlich uneinheitliche Endungen: Grammatice und Musice behalten die griechische, Dialectica und Rhetorica nehmen die lateinische Endung an.

14 De Man, »Resistance to Theory«, S. 13 (»set of unresolved tensions«, dt. S. 95, Ü. modifiziert R. St.).

15 Quintilian, *Institutio oratoria*, II. i, 4: »Wir wollen nun jedem Beruf seine angemessene Grenze geben: einerseits soll die Grammatik [...] ihre Grenzen kennen [...]. Andererseits soll die Rhetorik [...] ihre Aufgaben nicht verkleinern«.

16 Ebd., I. iv, 2 u. II. xv, 38 (beide Hvh. R. St.).

stimmten Umständen die überkommenen Regeln des bloß *richtigen* Sprechens verletzt, muss der Schüler der Grammatik bereits über rhetorische Kenntnisse verfügen, um entscheiden zu können, ob eine Abweichung ein Fehler oder eine Figur ist.

Und wie umkämpft die Grenze zwischen Grammatik und Dialektik – also der Reflexionsform, die zunehmend auch *Logik* heißen wird – ist, zeigt sich schon daran, dass es bei Martianus die *Dialectica* ist, welche die Zusammenstellung von Substantiv und Verb zu einem Satz diskutiert. Nach heutigen Kategorien (deren Übertragung auf spätantike Verhältnisse freilich problematisch ist) bleibt der Grammatik nur die Morphologie, während sie die Syntax der Dialektik überlassen muss. Theoretisch müsste *Dialectica* den *Satz* ihrer Vorgängerin überlassen und erst mit der *Proposition* einsetzen, also mit einem formalisierbaren Ding, das möglicherweise dieselbe äußere Gestalt wie der Satz hat, an dem jedoch nicht die äußere Gestalt, sondern sein Wahrheitswert interessiert. Der Satz scheint eine Sache der natürlichen Sprache, die Proposition eine des formalisierbaren Denkens zu sein – und der Herausgeber einer modernen englischen Ausgabe von *De nuptiis* wirft der Dialektik denn auch vor, ebendiese Unterscheidung zwischen *sentence* und *proposition* nicht sauber zu treffen.¹⁷

Unter Umständen ist es jedoch eine Frage der Sprache, ob die Unterscheidung zwischen Sprechen und Denken so trennscharf vollzogen werden kann: Die deutsche Philosophie etwa hat sehr lange auch dort von *Sätzen* gehandelt, wo sie darunter Propositionen verstanden hat. Wittgensteins vielbeschworene ›Wende zur Sprache‹ lässt sich vielleicht am kürzesten damit beschreiben, dass er das Wort *Satz* im frühen *Tractatus* auf Propositionen, die Gegenstände von Dialektikern, beschränkt, wohingegen seine späteren Untersuchungen unter demselben Wort vor allem auch solche Gebilde einbeziehen, die üblicherweise Gegenstand von Grammatikern sind. Vielleicht wäre die Sache anders verlaufen, wenn er seinen *Tractatus* auf Englisch verfasst und folglich von *propositions* geschrieben hätte, die niemand, auch er selbst nicht, mit *sentences* hätte verwechseln können. Bis heute weiß man nicht genau, ob es am Denken oder am Sprechen liegt, dass es so schwer ist, zwischen Denken und Sprechen trennscharf zu

17 Vgl. Willis' Anmerkung zu Martianus, *De nuptiis Philologiae et Mercurii*, § 390.

unterscheiden. Jedenfalls ließen sich die ungelösten Spannungen im *trivium* offenbar nicht ein für alle Mal lösen, indem man sich nur endlich über die Grenzen zwischen den Kompetenzen der beteiligten Disziplinen einigte – eher sind sie aus s(pr)achimmanen Gründen nicht endgültig zu lösen.

In sehr verschiedenen epistemischen Konstellationen – als modistische Grammatik um 1300, als *grammaire générale* im 17. und 18. Jahrhundert oder als Transformationsgrammatik im 20. Jahrhundert – kommt das grammatische Wissen dem logischen besonders nahe. Hartnäckig hält sich die Hoffnung, dass eine Wissenschaft von den ›Tiefenstrukturen‹ der Sprache zugleich eine des Denkens wäre und Sprachtheorie somit in der Erfüllung ihres Zwecks verschwinden könnte. Aber nicht einmal die allgemeinste Grammatik geht ganz in der Logik auf. Im Mittelalter etwa existiert neben der *grammatica speculativa* durchaus eine davon unabhängige Logik. Und die Autoren von Port-Royal mögen noch so oft die »Identität von Grammatik und Logik«¹⁸ behaupten, schrieben aber eben eine Logik *und* eine Grammatik. Auch heute arbeiten Chomskyaner und analytische Philosophen in zwei ganz voneinander getrennten Diskursuniversen; und nicht einmal die Versuche zur Logifizierung der Sprachbeschreibung innerhalb der Linguistik (Unternehmungen mit Titeln wie *Logic in Linguistics*) halten Tuchfühlung zur generativen Transformationsgrammatik. H. Steinthal hat die »Unfügsamkeit der Sprache unter die Logik«¹⁹ mit einem besonders anschaulichen Beispiel aufgezeigt:

Es tritt jemand an eine runde Tafel und spricht: *diese runde Tafel ist vier-eckig*: so schweigt der Grammatiker, vollständig befriedigt; der Logiker aber ruft: Unsinn! Jener spricht: *dieser Tafel sind rund*, oder *hic tabulam sunt rotundum*: der Logiker an sich versteht weder Deutsch, noch Latein und schweigt, der Grammatiker tadelt.²⁰

Immerhin jedoch bleibt auch der Logiker, der »an sich« weder Deutsch noch Latein spricht, auf ein Idiom zur Herstellung und

18 Steinthal, *Grammatik, Logik und Psychologie*, S. 63.

19 Ebd., S. 111.

20 Ebd., S. 220. – Steinthal spielt als Sprachwissenschaftler und Historiker der antiken Sprachwissenschaft, also als Verfasser von *Quellen und Forschungsliteratur*, im vorliegenden Buch eine Doppelrolle.

Mitteilung seiner Erkenntnisse angewiesen. Schon bei Martianus bekennt *Dialectica*, ihre eigene Kenntnis des Lateinischen Marcus Terentius Varro zu verdanken – und bezieht sich damit offenbar auf Varros überlieferte grammatische Schrift *De lingua latina*, also nicht (wie vermutlich an anderen Stellen ihrer Ausführungen) auf die verlorene Dialektik desselben Autors (vgl. § 335). Ebenso wie *Dialectica* räumt auch *Rhetorica* ausdrücklich ein, dass manche Namen von Phänomenen, die sie selbst diskutieren, doch von Grammatikern stammen (§ 360, § 512).

Überdies veranschaulicht *Dialectica* ihre Kategorien gern mit Beispielen, welche die Grammatik selbst zum Gegenstand haben – wer nämlich wüsste die Funktion von Beispielen besser zu schätzen als gerade die *Grammatica* – wie zum Beispiel: »*homo est animal grammaticum*« (»Der Mensch ist ein grammatisches Lebewesen«, § 349). *Dialectica* hält dies allerdings für eine zu enge Definition des Menschen, da zwar unter allen Lebewesen nur Menschen über grammatisches Wissen verfügten, nicht jedoch alle Menschen. Man könnte Martianus in diesem Punkt zumindest teilweise widersprechen, indem man sich auf eine etwa bei Hugo von Saint-Victor getroffene Unterscheidung zwischen dem Handeln »*grammatice*« und dem Handeln »*de grammatica*« bezieht:²¹ »*grammatice*« (in adverbialer Verwendung) wäre das nicht-bewusste Sprachhandeln nach bestimmten Regeln; »*de grammatica*« zu handeln hieße, sich über diese Regeln zu verständigen. Manche Sprecher des Deutschen postulieren einen entsprechenden Unterschied zwischen den Adjektiven *grammatisch* und *grammatikalisch* und wollen das grammatisch korrekte Sprechen (*grammatice*) als nicht-bewusste Beherrschung einer regelgeleiteten Praxis von der expliziten Formulierung grammatikalischer Regeln (*de grammatica*) abheben. Unter Verwendung dieser Unterscheidung wäre der Mensch dann – um Martianus' Beispiel für eine Definition zu präzisieren und damit richtigzustellen – durchaus ein grammatisches, wenngleich nicht notwendigerweise ein grammatikalisches Wesen.²² Aller-

21 Hugo, *Didascalicon*, III. v.

22 Denn es gibt jedenfalls nicht mehr nicht-grammatische Menschen als nicht-rationale, so dass die Definition des Menschen als grammatisches Wesen nicht enger ist als seine Bestimmung als rationales, sterbliches Wesen, welche Martianus als richtige erscheint.

dings gibt der Sprachgebrauch des Deutschen eine solche disjunktive Unterscheidung nun mal nicht her,²³ so dass diese allenfalls *ad hoc* vereinbart werden könnte. Insofern ist es weise, wenn selbst ein vielbenutztes Standardwerk über *Sprachliches Wissen*, dessen Prämissen ansonsten diskussionsbedürftig sind, den »Begriff ›Grammatik‹ in doppeltem Sinn verwendet« und zum »sprachliche[n] Wissen« auch dasjenige rechnet, das etwa ein Kind internalisiert hat.²⁴ Wenn Noam Chomsky in einer der jüngsten Definitionen des Menschen diesen als ein zur Rekursion fähiges Wesen bestimmt hat,²⁵ so ist dies für ihn durchaus gleichbedeutend mit *homo est animal grammaticum*.

»As grammar plenty, na so trouble plenty«: Macht. Das *animal grammaticum* wird, wie Wittgenstein schreiben wird, zu einem solchen »abgerichtet«. In manchen Fällen ist diese Macht von Regeln als ehrfurchtgebietende »big, big grammar« beobachtbar, die dann oft mit anderen Formen von Gewalt einhergeht. So etwa bilanziert Ken Saro-Wiwas junger nigerianischer Soldat:

Before before, the grammar was not plenty and everybody was happy. But now grammar begin to plenty and people were not happy. As grammar plenty, na so trouble plenty. And as trouble plenty, na so plenty people were dying.²⁶

Hier ist es die Sprache der ehemaligen Kolonialmacht, deren eloquente Verwendung noch in Zeiten postkolonialer Bürgerkriege den Kriegstreibern die Herrschaft sichert. In anderen Fällen ist diese Macht nahezu unsichtbar, weil sie *grammatice* internalisiert ist und ihre explizite Ausübung denen vorbehalten bleibt, die *de grammatica* handeln. Wenn die *consuetudo*, der allgemeine Sprachgebrauch oder die Macht der Gewohnheit, einheitlich und unangefochten bliebe, dann müsste die *Grammatice* nicht einmal ausdrücklich auf den Plan treten und könnte ihre korrigierende Feile in dem Gestell stecken lassen, in dem sie ihre Instrumente mit sich führt. Doch ist dieser Fall ein rein hypothetischer,

23 Vgl. Gross, »Elastische Regeln und strenge Ausnahmen in der Grammatik«.

24 Grewendorf/Hamm/Sternefeld, *Sprachliches Wissen*, S. 28. (Dieses 1987 erstveröffentlichte Buch erschien 2009 in 14. Auflage).

25 Vgl. Hauser/Chomsky/Fitch, »The Faculty of Language«, passim, insb. S. 1569.

26 Saro-Wiwa, *Sozaboy*, S. 3.

da sich die Instanzen, auf die man die Entscheidung für die behauptete Richtigkeit der einen oder anderen Lösung stützt, aus verschiedenen Gründen vermehren und sehr bald zueinander in Widerstreit treten. Schon die *consuetudo* selbst spaltet sich, weil nicht alle immer gleich sprechen, ja weil *a limine* »jeder Mensch eine besondere [Sprache] besitzt«,²⁷ in Gewohnheiten: bei Quintilian etwa in diejenige der amorphen Masse einerseits, den »consensu[s] eruditorum« (die »Übereinstimmung der Gebildeten«) andererseits.²⁸ Der Widerstreit ruft den Richter auf den Plan, der zu entscheiden hat, welche die bessere Gewohnheit sei. Dieser wird dann eine gleichsam objektive Geltungskraft verliehen und dem Spiel der Varianten, das ja allenfalls intersubjektive Gültigkeit beanspruchen könnte, entzogen.

Hier greift eine andere, setzende Instanz ein, die sich jedoch nur manchmal auf eine *ratio*, auf Regelmäßigkeiten des Systems berufen kann. Zwar folgt nach Gesetzen der Analogie etwa, dass der Genitiv zu *Aeas Aeantis* lauten müsse, weil der Genitiv zu *Thoas Thoantis* lautet. In anderen Fällen jedoch haben sich Unregelmäßigkeiten, Anomalien, »entgegen aller vernünftigen Erklärbarkeit [...] ihren Gebrauch angemäßt« (§ 324); so etwa ist der Genitiv zu *Aeneas* nicht *Aeneantis*, sondern *Aeneae* (vgl. § 325). Und die bloße Einsicht in Gesetze, der zufolge man argumentieren könnte, es müsse eigentlich *Aeneantis* heißen, begründet allein keine neue Richtlinie, solange sie nicht von einer anderen Instanz gedeckt ist; Grammatice kann hier nicht mehr tun als solche Fälle aufzuzählen und nach ihren Gründen zu fragen, ohne diese Fragen zu beantworten (vgl. § 325).

In wiederum anderen Fällen jedoch können sogar einzelne Abweichungen von der Sprachrichtigkeit erlaubt sein: Hätte Minerva Grammatice ausreden lassen, so hätte diese auch jene »Verstöße gegen die Sprachrichtigkeit [behandelt], die bei berühmten Dichtern weit und breit herumgekommen sind« und die sie nicht als Verstöße, sondern als Tugenden des poetischen Ausdrucks, als Tropen oder Metaplasmen klassifiziert hätte (§ 326). Spätere Autoren können sich dann auf diese Verstöße als Lizenz für eigene Abweichungen berufen und so der Abweichung von der Regel selbst einen Regelcharakter verleihen – vorausgesetzt,

27 Humboldt, *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, S. 51.

28 Quintilian, *Institutio oratoria*, I. vi, 45.